

Peter Pütz

## Der Kiosk ist die Schule der Nation

Trivilliteratur und Demokratie

Am 19. Januar 1919 fanden in Deutschland allgemeine, freie und geheime Wahlen statt. Damit gab es hierzulande zum ersten Male eine Demokratie im Sinne der westlichen Welt. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Vorübergehend wurde die Demokratie für zwölf Jahre außer Kraft gesetzt, doch seit 25 Jahren versucht die Bundesrepublik, die Demokratie auf der Grundlage von Marktwirtschaft und Mehrheitsentscheidungen zu verwirklichen. Sehen wir einmal ab von den mehr oder weniger versteckten Dirigisten, über die das Kapital, die Kirchen, die Gewerkschaften usw. verfügen, so leben wir theoretisch unter der Herrschaft der Zahl. Die Vielen bestimmen über einfache und absolute Mehrheiten und nicht einzelne Gruppen und Geistesrichtungen. Diese Vielen geben in der Regel nur an der Wahlurne ihre Stimmen ab, lassen aber ansonsten nichts von sich hören. Sie schreiben nichts, sie reden nicht öffentlich — was mögen sie wohl denken? Wollen wir hierauf eine Antwort, so können wir uns nur an das halten, was sie lesen. Die Mehrheit der Wähler, die über Mehrheiten im Parlament bestimmt, liest weder Thomas Mann noch Brecht, weder Enzensberger noch Handke, weder Marx noch die Bibel. Die Mehrheit dieses Volkes liest — wenn überhaupt — das, was man Trivilliteratur nennt. Das beweisen die Auflagenhöhen eines Mario Simmel und der Groschenhefte. In der Bundesrepublik erscheinen jährlich ca. 500 Millionen sog. Heftromane in ungefähr 100 eingetragenen Groschenheft-Reihen. 500 Millionen jährlich — das sind etwa 8 Exemplare pro Kopf der Bewohner Westdeutschlands. Die Hefte erscheinen wöchentlich in einer jeweiligen Gesamtauflage von ca. 9 Millionen. Nach den Berechnungen Klaus Ziermanns bringen die Groschenhefte »jährlich etwa dreimal mehr Lesestoff auf den westdeutschen Markt als die gesamte sonstige belletristische Buch- und Taschenbuchproduktion zusammengenommen«<sup>1</sup>). Literatursoziologische Untersuchungen der letzten Jahre ergaben, daß etwa 20<sup>0</sup>/o der Bundesrepublikaner ständige Nichtleser sind und daß etwa 6<sup>0</sup>/o sog. höhere Literatur lesen. 74<sup>0</sup>/o der Bevölkerung, also nahezu  $\frac{3}{4}$  lesen Groschenhefte, Fortsetzungs-, Zeitungs- und Illustriertenromane. Dem Gebildeten gilt diese Literatur als Produkt der Gasse, das man nicht zur Kenntnis, geschweige denn in die Hand nimmt.

Seit etwa 15 Jahren haben Literaturwissenschaftler ihr Interesse an der Masenliteratur entdeckt. Die Beschäftigung mit ihr konzentrierte sich auf drei Themen: 1. auf eine Phänomenologie trivilliterarischer Elemente, 2. auf eine Begriffsbestimmung der Trivilliteratur und ihre Abgrenzung zur sog.

715/2

AUSLESE

# DER GROSSE ROMAN

IN DIESEM BAND 2 VOLLSTÄNDIGE ROMANE



## 2 Romane des Herzens

Das Titelbild dieses Heftrromans zeigt eine Szene aus dem Film »Kleine Leute – mal ganz groß« mit der Nachwuchsdarstellerin Ute Hallant.

höheren Literatur. 3. auf das damit verbundene Problem der Wertung. Wer brachte die Trivilliteratur in ihren schlechten Ruf und mit welchem Recht? Wenn sie von den Vielen gelesen wird, wurde sie offenbar von wenigen, also von einer Minderheit abgewertet. Wer legitimierte diese dazu? Etwa eine höhere Bildung, doch wie weist sie sich aus? Oder objektive Maßstäbe, doch wer kennt sie? Oder soll umgekehrt die Mehrheit der Leser eine Ästhetik demokratisch bestimmen? Dann gehört die Trivilliteratur unbedingt in die Lesebücher. Hier türmen sich Fragen auf Fragen. Helmut Kreuzer ist einigen von ihnen nachgegangen.<sup>2)</sup> Ich selbst versuche, einen vierten Weg zu beschreiten. Mit — wie ich hoffe — konstruktiver Naivität verzichte ich auf eine vorgängige begriffliche Fixierung von Trivilliteratur. Ich greife stattdessen ein Dutzend Groschenhefte aus dem Angebot der Kioske heraus und frage: Wenn das die Literatur für diejenigen ist, die seit 1919 — mit Unterbrechung — die Mehrheit in unseren Parlamenten bestimmen, wie verhält sich dann diese Literatur zu den Prinzipien der Gleichheit und Selbstbestimmung? Oder anders gefragt: Wie tief ist der demokratische Gedanke im Bewußtsein der Leser von Trivilliteratur verankert? Hat sich die seit 1919 propagierte und praktizierte demokratische Theorie auf Inhalt und Form der Massenlektüre ausgewirkt?

Auf die sog. höhere Literatur zielend, kann diese Frage durchgehend mit ja beantwortet werden. Die Literatur der 20er Jahre ist nicht denkbar ohne die Republik. Thomas Mann hätte in den »Buddenbrooks« (1900) noch keinen Settembrini auftreten lassen, und Brecht hätte im Kaiserreich wohl weniger Freunde gefunden. Die deutsche Gegenwartsliteratur schließlich behandelt kein Thema mit größerer Eindringlichkeit als das Problem der westlichen Demokratie, sei es verteidigend wie bei Grass oder ablehnend wie bei Weiss. Ist Vergleichbares auch in der Trivilliteratur erkennbar?

Um dieser Frage nachgehen zu können, betrachte ich Form und Inhalt einiger Trivialromane genauer. Die dabei getroffene Auswahl ist problematisch, denn es gibt sehr verschiedene Arten und Ansprüche von Trivilliteratur, und sie sind auf diverse Leserschichten zugeschnitten. Wenden sich die vom Verlag bearbeiteten Karl-May-Bände heute vordringlich an die Abenteuer- und Idolsuche pubertierender Jugendlicher, kommt die wieder aufgelegte »Gartenlaube« hochgesinnten Lesern und Leserinnen entgegen, denen die Welt ein Wirrwarr und Günther Grass ein Scheusal ist, lebt Mario Simmels Erfolg von den mittelständischen Sehnsüchten nach chromglitzernder Hausbar, San Tropez und China-Restaurants, so entsprechen die Groschenhefte eher den Kleinbürger- und Arbeiterschichten mit ihren weniger exotischen Gelüsten als ihren Bedürfnissen nach Lebenssicherheit, gütigem Geschick und beharrender Einfalt. Sieht man jedoch von den verschiedenen Graden der Könnerschaft und Raffinesse sowie von den unterschiedlichen Publikumsintentionen all dieser

Produkte ab, so verbindet sie am Ende dennoch manches Gemeinsame, und vieles, was auf Groschenhefte zutrifft, gilt ähnlich – wenn auch differenzierter – für Karl May, Western-Serien, »Gartenlaube« und Simmel. Ich beschränke mich daher hier auf Beispiele des Typs Lore-Roman und des Bastei-Verlages, des größten westdeutschen Groschenheftproduzenten, mit seinen feststehenden Typen: Silvia-Roman, Fürsten-Roman, Arztroman und Heimatroman.

Bereits der Katalog dieser Spielarten verrät eine typische Eigenschaft des Trivialromans, und zwar seine hermetische Abgeschlossenheit. Dieser Begriff ist zunächst noch sehr allgemein; er soll im folgenden durch Beispiele näher bestimmt werden. Ich verstehe die hermetische Abgeschlossenheit in zweifachem Sinne, sowohl im räumlichen als *Begrenzung* als auch im zeitlichen als *Beendigung*.

1. Die Begrenzung: Der Literaturwissenschaftler, der sich mit gattungspoetologischen Fragen vergeblich herumgeschlagen hat, blickt mit Neid auf das säuberliche System der Trivialromane. Nirgends gibt es eine so exakte Gattungseinteilung wie hier. Der Berg-, Schicksals- und Frauenroman hält sich jeweils an streng vorgeschriebene Themen und Handlungsabläufe; die Konfiguration ist strenger festgelegt als in der *commedia dell'arte*. Festgelegt ist auch der Umfang eines jeden Groschenheftes, das in den meisten mir bekannten Fällen exakt auf Seite 63 endet. Diese Tatsache hängt nicht vom Inhalt der Hefte ab, sondern folgt aus der vorgeschriebenen Begrenzung auf vier Druckbogen.

Abgeschlossen sind nicht nur Gattungsformen und Handlungsgerüste, sondern auch Wortwahl und Wortgefüge. Es gibt keine sprachlichen Dunkelheiten, keine kühnen Metaphern, keine Widersprüche und Paradoxien; es gibt nichts, das in eine problematische Offenheit führen könnte, wie sie sich in Goethes »Iphigenie« immerhin als gefährvolle Möglichkeit andeutet. Die Abgeschlossenheit des Trivialromans hat zur Folge, daß er den Leser nicht mit etwas Neuem konfrontiert. Er will nicht das Bewußtsein erweitern, sondern das Altbekannte immerzu wiederholen und damit Erwartungen erfüllen und Bedürfnisse befriedigen. Da er wie keine andere literarische Erscheinung auf die Lesererwartungen eingeht, ist er ein dankbares Studienobjekt für den, der diese Erwartungen erforschen möchte. Die festgefühten Gattungen, Charaktere, Wendungen und Bilder bestätigen ständig, was der Leser immer schon meinte und wünschte, und sie bestätigen seinen abgeschlossenen Schatz an Lebensweisheiten. Im Groschenheft begegnet er seinen goldenen Worten wieder: »Alle Menschen haben Fehler und Schwächen«, »Auch jedes Unglück hat sein Gutes«; »Man muß auch verzeihen können« usw. Inhaltlich stehen übrigens alle diese Sprüche im Dienste einer Beschwichtigungsideologie. Hier herrscht die triviale Philosophie des Sein-lassens, denn die Helden der Groschenhefte haben gleichsam mit den Fehlern dieser Welt abgeschlossen.

2. Die Beendigung: Abgeschlossen ist der Trivialroman auch in zeitlicher Hinsicht. Er nimmt keine neuen literarischen Formen mehr in sich auf; alle modernen Experimente der Erzählkunst gehen an ihm vorüber. Weder der Expressionismus noch der Symbolismus, weder Joyce noch der nouveau-roman haben irgendwelche Spuren in ihm hinterlassen. Der Trivialroman ist auf einer bestimmten Stufe stehengeblieben, und zwar auf der des 19. Jahrhunderts. Seine Sprache und seine Vorstellungswelt sind die eines simplifizierten Realismus bodenständiger Prägung, verbunden mit dem Aberglauben der Schicksalstragödie. Der Stil des Trivialromans ist eine Mischung aus Storm, Ganghofer und Zacharias Werner. Wenn ich sagte, der Trivialroman sei stehengeblieben, so muß ich hinzufügen: Er ist nicht auf irgendeiner Stufe stehengeblieben, sondern auf der vorhergehenden. Der Trivialroman konserviert den Geschmack von gestern, nicht den von vorgestern. Eine Parallelerscheinung beobachten wir auf dem Schlager- und Schnulzenmarkt. Hier dominiert musikalisch die Monophonie des 19. Jahrhunderts, während die Polyphonie von vorgestern, d. h. des 17. und 18. Jahrhunderts, fast völlig vergessen scheint. Erst die Popmusik bringt hier neue Impulse.

Ich kehre zurück zum Trivialroman und nenne nach der hermetischen Geschlossenheit ein zweites charakteristisches Moment: die leere Allgemeinheit. Im Trivialroman ist fast nichts individuell ausgeprägt. Die Figuren sind Hülsen, in die beliebig viele Menschen hineinpassen und mit denen sich alle Leser identifizieren können. Die einzigen immer wiederkehrenden und sich dadurch aufhebenden Charakteristika sind die »hohe gewölbte Stirn« und die »schmale gerade Nase«. Das Handlungsschema ist zwar nach außen abgeschlossen, aber innen nicht gefüllt. Es besteht aus wenigen Gerüststangen, die sich leicht verschieben lassen, und so entsteht ein neuer Roman. Dadurch kommt die überraschende Ähnlichkeit aller Groschenhefte zustande. Sie ist das Ergebnis fehlender Individualisierung.

Vage und leer ist auch die Sprache. Betrachten wir einmal das beliebte Bild des notorisch blauen Himmels. Die Poeten haben sich zu allen Zeiten bemüht, eine persönliche Note in ihre Beziehung zum Firmament zu bringen. Thomas Mann liebt das blasse Spätsommerblau, bei Mörike läßt der Frühling »sein blaues Band wieder durch die Lüfte flattern«, und Büchner nennt den Himmel einmal ein »dummes blaues Auge«. Wie blau ist dagegen der Himmel im Trivialroman? Er ist — ich zitiere — »unwahrscheinlich blau«. Hier haben wir einmal einen Fall, bei dem Modisches in das Groschenheft eindringt; denn »unwahrscheinlich« ist ein Modewort der Intensivierung, so wie zu anderen Zeiten »furchtbar«, »schrecklich«, »irrsinnig« usw. Alle diese emotional steigernden Wörter — man beachte das Affektive und Außerrationale von Furcht, Schrecken, Irrsinn usw. — ich sagte, alle diese Wörter sind vertauschbar, denn sie sind in ihrer Bedeutung allgemein, so daß man sie überall verwenden kann:

Ein Politiker ist »unwahrscheinlich« nett, es gibt »unwahrscheinliche« Typen, und ein Elefant ist »unwahrscheinlich« dick. Dieser Ausdruck ist nicht bewußt unbestimmt, weil die Wörter nicht die Sache fassen, wie wir es von Hofmannsthal und Handke kennen; der Ausdruck »unwahrscheinlich« ist vielmehr die emotional satteste Bezeichnung im Jargon einer Epoche. Sie bildet sich deshalb als allgemein befriedigend heraus, weil sie so allgemein ist und sich jedem für jedes anbietet.

An die Stelle des affektiv steigernden und alles und nichts bezeichnenden Modeworts kann die triviale Antithese treten. Durch Verbindung scheinbarer Gegensätze täuscht sie Weitgespanntheit und Komplexität vor; in Wirklichkeit ebnet sie die Unterschiede ein. Hierfür ein Beispiel: »Das Opernhaus war ein moderner Bau von kühler Eleganz und imponierender Sachlichkeit, besaß aber trotzdem das Flair der großen Theaterwelt.« Dieser Satz ist ein Beispiel für typische Konsumprosa, für eine Prosa von der Stange gleichsam, die so geschneidert sein muß, daß sie möglichst vielen paßt. Ein junger Leser, der der Welt der Peter-Stuyvesant-Reklame huldigt, wird mit Kühle und imponierender Sachlichkeit bedient. Dann folgt ein »aber«, das keinen *wirklichen* Gegensatz bezeichnet; denn schon das griechische Theater war theaterhaft und zugleich von imponierender Sachlichkeit. Doch dieses »aber« spielt auf die landläufige Auffassung an, daß bei imposanter Sachlichkeit das Herz zu kurz komme, und daher wird das romantische Flair noch angehängt, und zwar für empfindsame Herzen. Indem der Trivialroman im entscheidungslosen Totalitätsanspruch alles liefern will, liefert er allen etwas oder jedem nichts.

Der Abgeschlossenheit und Allgemeinheit in Form und Sprache entsprechen die Geschlossenheit und Unbestimmtheit im Inhalt des Lore-Romans. Zur Abrundung des Geschehens gehört unbedingt der versöhnliche Schluß, ohne den der Trivialroman nicht auskommt. Auch die Intriganten und Bösewichter werden vom Happy-End beglückt, und ihre Missetaten erscheinen nachträglich als verzeihliche Irrtümer; denn das Böse basiert nur auf einer vorübergehenden Verblendung, in der Regel durch Hochmut und Leichtfertigkeit. Da das Happy-End zum Trivialroman gehört wie das Sattwerden zum Essen, muß es mit allen Mitteln erreicht werden. Briefe, reiche Onkel und warme Seelen fungieren hier massenweise in der Rolle des alten *deus ex machina*.

Abgeschlossen ist die Handlung noch in einem anderen Sinne. Es gibt nur Privatleben und allenfalls ein wenig Büro, aber keine geschichtliche Umwelt. Man erfährt nie, welche Partei gerade regiert, ob Kriege drohen oder stattfinden, und der Staat existiert nur als Polizei, die man im Notfalle anrufen kann. Alles bleibt unverändert: die ewigen Berge, die Liebe, die ganze Natur. Alles Seiende wird als Verhängtes hingenommen, auch die ständischen Unterschiede, die eine rechtmäßige Eheschließung vorübergehend erschweren. Hierfür ein Beispiel: In einem Heimatroman mit dem Titel »Die Sünde der schönen

Berggräfin« stehen sich ein Bauernmädchen und der junge Graf von Pless gegenüber. Das Mädchen möchte einmal heraus aus der engen Umgebung, möchte reisen usw. Darauf der Graf: »Du hast sehr revolutionäre Wünsche, Judith«, lächelte Ferdinand von Pless. »Das ist hier bei den Bauern nicht üblich.« — »Und du — und dein Vater?« — »Aber Judith! Das ist doch etwas ganz anderes!« — »So? Meinst du vielleicht, weil ihr ein Schloß habt? Geld haben wir Mareiner so viel wie ihr! An dem läge es nicht!« — Ferdinand von Pless lächelte befremdet. »Du sprichst wie ein kleines Kind, Judith.« Seine Augen blicken kühl. — »Ja, ich weiß. Ich bin nur ein kleines Ding.« Nur für einen Augenblick flackert der Unmut über die gesellschaftliche Ungleichheit auf, dann wird sie als abgeschlossen hingegenommen. Von Werden und Zeiten ist nur im Sinne der Jahreszeiten die Rede, d. h. der ewigen Wiederkehr des Gleichen.

Ausgeschlossen aus dem Trivialroman ist sowohl das Unterste als auch das Oberste, sowohl die Analsphäre als auch das Heilige. Es gibt keinen Unterleib, keine Kloaken, aber auch keine Religion, keine Philosophie und keine Politik. Das Untere fehlt, weil es unangenehm, das obere, weil es problematisch ist und zu Meinungsverschiedenheiten führt. Damit möglichst viele angesprochen werden, müssen Differenzen hervorrufende Problemzonen ausgeklammert werden. Stattdessen zieht sich der Trivialroman auf den mittleren Streifen des sog. Allgemeinmenschlichen zurück. Was bleibt, ist die naturhafte Seite am Menschen: Geburt, Liebe, Leidenschaft, Rache, Fluch, Krankheit usw. In einem Arztroman fand ich den bezeichnenden Satz: »Das Blut ist stärker als alles, was die Leute für Moral halten.«

Einerseits ist der Trivialroman wie kein anderes literarisches Produkt auf die Leseerwartungen zugeschnitten; andererseits aber zeigt er eine Welt, in der die meisten Leser der Hefte nicht leben. Geschrieben ist er für Kleinbürger und Arbeiter, beschrieben aber werden die Schicksale von Ärzten, Grafen, Großbauern, Industriellen und Architekten — übrigens nie von Professoren. Die Helden des Trivialromans verfügen über Geld und Macht. Zur Ausstattung gehören durchgängig das Hauspersonal und der rote Sportwagen als Statussymbol und Vitalitätsindiz; denn beim rasanten Abfahren spritzt regelmäßig der Kies davon. (Hier liegt übrigens der Grund für die Untauglichkeit des Professors für den Trivialroman. Die Leser haben — laut Umfrage — immer noch eine hohe Meinung vom Professor, aber er verliert über seinem langen Werdegang und durch sein Spezialistentum seine »attrattiva«, seine Vitalität ist weniger im Gerede als seine Absonderlichkeit, und so eignet er sich nicht zum strahlenden Helden des Trivialromans.)

Wenn es heißt, der Trivialroman berücksichtige die Erwartungen seiner Leser in sehr hohem Maße, so bedeutet das bei der Darstellung besserer Kreise: Er führt nicht vor, was die Leser *sind*, sondern was sie sein *möchten*, wovon sie

träumen. Dabei zeigt er nicht, wie man in den höheren Stand gelangen könnte, etwa durch Arbeit und Verdienst, sondern er zeigt diesen höheren Status immer so, wie er schon ist, abgeschlossen und fest verankert. Dadurch bietet er dem Leser die Fiktion einer besseren Welt, weist aber nicht den Weg dorthin. Er würde sich auch als literarische Erscheinung und als Verkaufsobjekt aufheben, wenn er es täte; denn der Trivialroman lebt von dem Widerspruch zwischen der Welt des Lesers und der dargestellten. Wenn die Leser nicht mehr träumen wollen oder zu träumen brauchen, kaufen sie das Groschenheft nicht mehr.

Bezeichnend für die wirtschaftliche Lage und die soziale und psychologische Situation des Groschenheftlesers ist die Reklame auf den Innen- und Rückseiten der Umschlagblätter. Radios, Plattenspieler, Eßbestecke und Schmuckstücke werden zu niedrigen Abzahlungsraten angeboten; die angesprochenen Käufer beziehen niedrige Gehälter. Daneben werden die Kunden bei ihren kleinen Mängeln gepackt, die ihnen große Sorgen machen. Da gibt es die vielfältigen Mittel gegen Sommersprossen, abstehende Ohren und Bettnässen. Auf breiter Front wird der Kampf um die Schlankheit vorgetragen. Den vielen Gehemmten wird Medizin gegen Schüchternheit geboten, gegen Kontaktmangel, Sprechangst und Minderwertigkeitsgefühle. In fast keinem der Hefte fehlt die »aufblasbare Gespielin, lebensecht, lebensgroß« mit dem Zusatz »1001 Möglichkeiten. Vorkasse nur 49,— DM«. Die Reklame beweist: Die Leser der Groschenhefte sind die Besitzlosen und Zukurzgekommenen. Mit dem relativ niedrigen Preis halten sich die Hefte noch gerade im Rahmen einer Groschenwährung.

Hermetische Abgeschlossenheit und leere Allgemeinheit waren die Oberbegriffe, unter die sich eine Reihe formaler und inhaltlicher Züge der Groschenhefte subsumieren ließ. Diese Züge müssen wir befragen, wenn wir etwas über die politische Haltung der Trivialromane erfahren wollen, denn als dargestelltes Thema fehlt die Politik so gut wie ganz. Welche Auskunft aber geben die Abgeschlossenheit und Allgemeinheit des Trivialromans auf die Ausgangsfrage »wie habt Ihr's mit der Demokratie?« Die in räumlicher und zeitlicher Hinsicht hermetische Geschlossenheit propagiert eine durchweg ungeschichtliche Welt und verhindert jede Form von Veränderung. Die leere Allgemeinheit, das zweite Hauptmoment des Trivialromans, macht durch ihre extreme Entindividualisierung jede Entscheidungsmöglichkeit zunichte. Damit sind Entscheidungsfreiheit und Veränderbarkeit, die beiden Grundbegriffe im Glaubensbekenntnis der Demokratie, ausgeschlossen. Der zitierte Satz, daß das Blut stärker sei als jede Moral, beweist es; die Groschenhefte sind nicht bloß undemokratisch, sie sind antidemokratisch. Ihre Ideologie zielt auf Beschwichtigung; jedes Heft endet mit der Bestätigung der alten und als ewig ausgegebenen Ordnung. Dem Leser wird keine Möglichkeit gezeigt, sich *gegen* das immer so Ge-



wesene zu entscheiden. Um das zu verdeutlichen, skizziere ich mit gebotener Knappheit das Handlungsschema zahlreicher Groschenhefte: Ein junges Mädchen kommt vom Lande oder aus kleinstädtischer Umgebung in größere und gefährlichere Verhältnisse. Der Dienstantritt bei einer Bank, einem Kaufhaus, einem Büro usw. führt sie mit dem notorisch gut aussehenden Chef des Unternehmens zusammen, der den obligaten roten Sportwagen fährt. Noch darf das Mädchen nicht einsteigen, wengleich eine zarte Neigung in seinem Herzen keimt, und zwar in der Regel »süß und schmerzhaft zugleich«. Der junge Chef, der sehr »elastisch« und sogar »federnd« seine Beine bewegt, bleibt freundlich reserviert und beachtet die stille aber schöne Unschuld nicht übermäßig. Im weiteren Verlauf der Handlung treten die Mächte der Finsternis auf den Plan. Sie kommen in Gestalt von Abteilungs- und Unterabteilungsleitern, haben stechende Augen und eine Hakennase und rücken dem Mädchen buchstäblich zu Leibe. Die Unschuld verteidigt sich mit allen Kräften, doch nun greifen die Unholde zu stärkeren Mitteln. Durch Verleumdungen und Intrigen aller Art bringen sie ihr Opfer an den Rand der Verzweiflung. Genau an diesem Punkt aber erscheint der deus ex machina in der Gestalt des obersten Chefs. Er entdeckt seine bisher verborgene Liebe zu dem Mädchen und wundert sich, daß er eine solche Blume in seinem Garten bisher übersehen hat. Er bricht sie nun aber nicht — nein, das wollten die Bösewichter — sondern er pflanzt sie in den Topf der Ehe. Die Schurken werden liquidiert, oder sie bekehren sich. Das kleine Mädchen hat seinen Prinzen, und das Ende ist im wahrsten Sinne märchenhaft. Wie sich der König im Märchen irren kann, weil er durch Hexen und Stiefmütter getäuscht wird, und wie er in seiner Weisheit und Güte schließlich zur Einsicht kommt und die Braven belohnt — so fungiert im Groschenheft der Chef. Auf ihn ist die Königsgewalt des Märchens übergegangen. Hierin liegt die eigentlich politische Ideologie des Trivialromans. In groben Umrissen skizziert, gründet sie auf folgenden Grundansichten: Die dargestellte Welt ist so, wie sie ist, in Ordnung. Sie ist streng hierarchisch gegliedert, und die oberste Instanz garantiert die Erhaltung des Systems. Ihre gottähnliche Stellung schließt Korruption und anhaltende Verblendung aus. Bosheit und Verwirrung kommen nur durch die unteren Chargen ins Spiel, die am Ende jeweils von dem Obersten zurechtgewiesen werden. Auch im Märchen ist nicht der Kalif böse, sondern der Wesir. Allen Fällen liegt das gleiche Denkmodell zugrunde: Die nach dem Führerprinzip gegliederte Ordnung wird bejaht. Das Böse spielt sich auf unteren Rängen ab und wird von dem König, dem Führer, dem Chef eliminiert. Eine Regeneration von unten gibt es nicht, die Wiederherstellung kommt stets von oben.

Damit ergibt sich für die Frage nach der Demokratie im Trivialroman folgende Antwort: Das politische System der Groschenhefte ist nicht das demokratische, sondern das ständische. So zeigt sich im Politischen dasselbe wie im For-

malästhetischen: Der Trivialroman konserviert in Stil *und* Politik den Geschmack und das System von gestern.

Wer also unsere auf Marktwirtschaft und Mehrheitsentscheidung fußende demokratische Verfassung beherzigt sehen will, der kehrt enttäuscht von der Exkursion in den Trivialroman zurück. Es bleibt das Fazit: Die vor mehr als 50 Jahren ausgerufenen Demokratie ist am Trivialroman vorübergegangen. Die Masse der Leser, die über Mehrheiten in den Parlamenten entscheidet, liest eine Literatur, die die elementaren Voraussetzungen der Demokratie, nämlich Gleichheit, Freiheit und Veränderbarkeit negiert.

Bis hierhin reicht der Befund, den ein Literaturhistoriker geben kann. Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, obliegt zwar seinen Nachbardisziplinen, den Psychologen und Gesellschaftswissenschaftlern, aber auch ich möchte einige Erklärungsmöglichkeiten andeuten: 1) Es wäre denkbar, daß die demokratische Tradition von 50 Jahren zu kurz ist, als daß sie in das Bewußtsein oder gar in das Unterbewußtsein breiter Schichten hätte eindringen können. 2) Die historischen Bedingungen könnten sich in unserem Lande als besonders ungünstig für eine Demokratisierung erweisen. Zu lange hat dieses Land danach gestrebt, eine Nation zu werden, bevor es daran ging, eine Demokratie zu sein. 3) Möglich ist weiterhin, daß die Mängel in der hierzulande praktizierten Demokratie selbst liegen, von der sich die Massen im Bewußtsein ihrer eigenen Ohnmacht enttäuscht zurückziehen und in eine Welt unpolitischer Trivialität und ständischen Ordnungsdenkens versetzen. Freiheit und Gleichheit vermögen deshalb nicht zu überzeugen, weil sich die Betroffenen in Wahrheit unfrei und ungleich fühlen. 4) Die Flucht in die ewigen Ordnungen der Berge, des Blutes und der Stände könnte eine systemimmanente Erscheinung unserer Demokratie sein, d. h. wenn diese Demokratie auf der faktischen Ungleichheit der Menschen basiert, muß sie, um das System der Herrschenden zu stützen, die Beherrschten ausschalten. Offene Unterdrückung muß sie sich als Demokratie versagen, doch sie erreicht dasselbe Ziel, indem sie die Massen entpolitisiert. Die Konsequenz wäre: Unsere Demokratie braucht den undemokratischen Trivialroman zu ihrer eigenen Stabilisierung. Klaus Ziermann zieht daraus in seiner Ostberliner Dissertation den Schluß, daß die von ihm so benannte »imperialistische Massenliteratur« von der herrschenden Klasse Westdeutschlands zur ideologischen Beeinflussung der Massen eingesetzt werde. Ziermann beläßt es bei dieser puren Behauptung, die mit einer Verlautbarung des ZK übereinstimmt und untersucht nicht genauer, wie und in wessen Auftrag die behauptete Beeinflussung vonstatten geht.

Eine solche Behauptung, die heutzutage auch hierzulande die Spatzen von den Dächern pfeifen, ruft wiederum den Literaturhistoriker auf den Plan. Es drängt sich ihm folgende Frage auf: Wenn das Phänomen Trivialliteratur angeblich das Produkt einer Scheindemokratie ist, die einen undemokratischen

Lesestoff zu ihrer Verfestigung hervorbringt, wie sieht dann die Literatur in Gesellschaftssystemen aus, die von sich behaupten, mehr Demokratie verwirklicht zu haben? Es ist mir bisher nicht gelungen, einen umfassenden Überblick über die Trivalliteratur der DDR zu bekommen. Was ich jedoch auswerten konnte, spricht für folgendes: 1) In der DDR gibt es keine Massen-Groschenhefte. In einer Art Gegenunternehmen zu den westdeutschen Kiosk-Angeboten bringt der Ostberliner Verlag »Volk und Welt« eine sog. »Romanzeitung« im Groschenheftformat zum Preis von 80 Pf. heraus. Darin werden Romane der arrivierten Weltliteratur abgedruckt, so von Alberto Moravia, Joseph Conrad und Gerhart Hauptmann. Dagegen gibt es in Buchformat auf gutem Papier Gedrucktes, das den Namen »Trivalliteratur« verdient. 2) Diese unterscheidet sich von der der Bundesrepublik darin, daß sie — auf den ersten Blick — politisch ist, d. h. es kommen politische Themen, soziale und patriotische, zur Sprache. Auch hier eine Skizze zum Handlungsablauf: Der unschuldigen Schönen des Westens, die ihren Märchen-Chef erhält, entspricht die Traktoristin, die ihren Brigadeleiter heimlich verehrt. Dem finsternen Abteilungsleiter entspricht der Spion aus der BRD oder ein Unterbrigadier, der durch Kritik die Moral der Arbeiterklasse zersetzt und dadurch dem westlichen Ausland in die Hände arbeitet. Die Vertreter der BRD sind durchgängig böse, zynisch und lasziv; Traktoristinnen und Brigadiere sind geradeaus, sauber und züchtig. Die westdeutsche triviale Gegenüberstellung von Guten und Bösen deckt sich in der DDR mit der Zugehörigkeit zu einem der beiden Staaten. Der Westdeutsche oder der in Westdeutschland leben Wollende ist stets der Schlechte, der Schwache und der am Ende Betrogene. Die Entscheidung für ein Leben diesseits oder jenseits der Mauer ist das oberste moralische Kriterium, so z. B. in einem Roman von Werner Heiduczek mit dem Titel »Abschied von den Engeln«. In diesem, von vielen sehr geschätzten Buch steht bereits auf der ersten Seite ein Satz, wie er ähnlich in westdeutschen Groschenheften gefunden wird. »Die Frau schrie ihre Sehnsucht in die Nacht zu ihm herüber in das von einem Streifen grünen Neonlichts durchschnittene Zimmer.« Zu beachten ist auch hier die feinsinnige Verbindung von technischer Welt und ewig klingenden Urlauten. Doch sehen wir davon ab, so zieht das Buch klare Grenzen, die genau mit denen zwischen beiden Staaten übereinstimmen. In dem Fischer-Bändchen »19 Erzähler der DDR« gibt es eine Erzählung mit dem Titel »Der Sohn der Scheuerfrau«. Dieser Sohn kehrt freiwillig aus dem Westen in die DDR zurück, und er wird dafür auf folgende Weise belohnt: »Er besucht die Abendoberschule, und wir werden ihn zum Studium delegieren. Einmal konnten wir ihn bereits mit dem Titel Aktivist ehren. In W. . . . wartet ein ruhiges sauberes Erzgebirgsmädel auf ihn.«

Mit der entschiedenen Parteilichkeit scheint die Trivalliteratur der DDR ein demokratisches Phänomen ersten Ranges zu sein. Rechnet man jedoch zu den

Voraussetzungen der Demokratie die Möglichkeit von Veränderung, so erheben sich Zweifel an der eben geäußerten Vermutung; denn die Trivialliteratur der DDR zielt ebenso wie die der BRD auf konsequente Verfestigung. Der Unterschied ist nur der: Im Groschenheft des Westens wird eine heile Welt fernab von der des Lesers vorgespielt; im Osten wird die offizielle Welt des Lesers ins Heile stilisiert. Die Wiederkunft des goldenen Zeitalters wird weiterhin mit dem eigenen gleichgesetzt. So haben wir auf der einen Seite die Flucht in ein vergangenes ständisches System, auf der anderen die Glorifizierung des bestehenden Systems. Die Möglichkeit von Veränderung aber wird weder im einen, noch im anderen Falle sichtbar. Ich darf hier noch hinzufügen, daß es den DDR-Typus des Trivialromans in anderem Gewande auch in der Bundesrepublik gibt. Es lassen sich Beispiele finden, in denen dem Leser nicht eine heile Welt der Reichen und Mächtigen vorgestellt wird, sondern in denen die Reichen als korrupt und degeneriert gezeichnet werden. Demgegenüber ist die Welt der Armen einfach, gut und gesund. Auch hier wird — allerdings unter anderen Voraussetzungen — der Leser in seiner beschränkten Welt beschwichtigt und bestätigt.

Wenn zwei so verschiedenartige gesellschaftliche Systeme wie die DDR und die Bundesrepublik derart ähnliche literarische Phänomene hervorbringen, so erheben sich neue Fragen. Liegt die Gleichartigkeit an den Mängeln und Unvollkommenheiten beider Systeme? Oder werden hier die vielberufenen Konvergenzerscheinungen wirksam, die weitgehend unabhängig sind von sozialistischer oder nichtsozialistischer Wirtschaftsordnung und die Ausfluß der modernen Industriegesellschaft schlechthin sind?

Wenn es stimmt, daß die Trivialliteratur in beiden Teilen Deutschlands politische Ziele verfolgt, bei uns zum Zwecke der Entpolitisierung, in der DDR zum Schmachhaftmachen des eigenen Systems, dann weist die Trivialliteratur in beiden Staaten auf bestehende Widersprüche hin. Im Westen beruht dieser Widerspruch auf der Diskrepanz zwischen dem versprochenen Wohlleben aller und den mäßigen, ja beschränkten Verhältnissen vieler. Die Groschenhefte transportieren fiktiv die ersehnte Welt der Reichen in die wirkliche Welt mittlerer und kleinerer Stände. Für diese ist der Luxus ein Wert, aber keine Realität. In Ostdeutschland beruht der Widerspruch auf der Diskrepanz zwischen dem propagierten System und dem niedrigen Grad seiner Realisierung und Respektierung durch breite Schichten der Bevölkerung. Trotz gegenteilig lautender Propaganda kann folgendes nicht geleugnet werden: Die Liaison vieler DDR-Bewohner mit der Partei ist keine Liebes-Ehe. Hier nachzuhelfen, Gefühle zu wecken und die Leidenschaft für das System zu entfachen — das sind die Ziele der ostdeutschen Massensliteratur. Der Trivialroman der DDR ist ein Aphrodisiakum für die Liebe zum Staat.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Konsequenz, so erfüllen Groschenhefte und Trivilliteratur eine ähnliche Funktion wie Träume. Diese sind nach Freud Verwirklichungen von Wunschvorstellungen. Wenn die Wünsche fehlen, dann gibt es keine Widersprüche zwischen Vorstellung und Wirklichkeit und somit auch keine Träume. Auf unseren Gegenstand übertragen, heißt das: Massensliteratur in der bisherigen Form ist ein sicheres Indiz für bestehende Widersprüche zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen dem verheißenen gelobten Land und der vorhandenen Wüste, durch die sich die Menschen mühsam fortbewegen.

Der Versuch einer psychologischen Erklärung von Trivilliteratur schließt Geschichte nicht aus. Die Existenz von Groschenheften soll nicht als »Ausdruck ewig-menschlicher Defekte und Unzulänglichkeiten«<sup>9)</sup> sanktioniert werden; das käme einer Mythisierung gleich. Die Trivilliteratur beweist vorhandene Widersprüche, aber die verschiedenen Erscheinungsformen von Trivilliteratur beweisen die Verschiedenartigkeit von Widersprüchen. Hier ist Raum für Geschichte und Veränderung. Wie die Menschen nicht zu allen Zeiten dasselbe träumen, so gibt es auch eine Geschichte der Massensliteratur. Wir haben gesehen: Sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland gibt es Trivilliteratur, und in beiden Ländern dient sie der Verfestigung. Doch Inhalte, Publikationsweisen und Wirkungsarten sind so verschieden wie die Systeme es sind. Im Trivialroman der DDR sind die Bundesrepublik und alle, die in ihr leben wollen, abgrundböse; in Groschenheften unseres Landes gibt es weder eine DDR noch eine Bundesrepublik. In einem Falle wacht das Auge der SED über die linientreuen Abenteuer der Trivialhelden; im anderen nutzen geschäftstüchtige Groschenheftproduzenten das Traumbedürfnis zu kurz gekommener Leser. Sie nutzen es aber nicht nur, sondern sie verstärken es zusehends und vergrößern durch ihre Vorspiegelungen einer feudalen Welt die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Luxus und Mittelmäßigkeit. Hier liegt der Punkt, wo der scheinbar harmlose Schwachsinn der Groschenhefte für mindestens 74% unserer Bevölkerung bedrohlich wird; denn der Kiosk ist die meist frequentierte Schule der Nation.

Am Ende meiner Untersuchung kommen mir noch einmal Bedenken, und es erheben sich folgende Einwände: Besteht tatsächlich ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen dem Konsum von Trivilliteratur und Wählerverhalten? Ist es nicht denkbar, daß ein politisch urteilsfähiger und wachsamer Bürger nach Tagesschluß und möglicherweise nach engagierter Tagespolitik (in Partei, Gewerkschaft usw.) Groschenhefte liest, so wie andere kegeln oder Skat spielen, ohne daß dadurch ihre politische Mündigkeit ernsthaft bedroht würde?

Hiermit stellt sich die Frage nach der Wertigkeit des Spielcharakters von Trivilliteratur. Es ist keinesfalls erwiesen, daß jeder Groschenheftleser ein mise-

rabler Demokrat ist; ein solcher Kurzschluß wäre töricht und verleumderisch. Wenn man aber davon ausgeht, daß Trivilliteratur ein Spiel ist, dann muß man auch sehen, daß es unterschiedliche Formen des Spiels gibt: solche, die verfestigen, und solche, die den Spielenden anleiten können, neue Denk- und Daseinsmöglichkeiten zu erkennen. Zu den letztgenannten gehören Texte, die wir »anspruchsvoll« nennen; sie verfestigen nicht, sondern brechen auf. Werke von Kleist, Kafka und Brecht sind jeweils intellektuelle und moralische Abenteuer in bisher unentdeckte Länder. Solche Dichtung ist nach einer vielzi- tierten Kafka-Stelle stets eine »Expedition nach der Wahrheit«, sie ist die Fort- setzung der Erkenntnis mit anderen Mitteln. Wer mit solchen Texten umgeht und sich mit ihnen auseinandersetzt, wird eher als der Leser von Groschenhef- ten lernen, das ganz Andere zu sehen, umzudenken und gegen den Strom zu schwimmen. Hierin liegt auch die Möglichkeit einer politischen Wirkung, allerdings über mehrere vermittelnde Stationen. Die Trivilliteratur dagegen bricht nicht in neue Länder auf, sondern bleibt ständig zu Hause. Sie sagt in öder Wiederholung immer dasselbe; darin besteht ihr Trivialität.

### *Anmerkungen*

1) Klaus Ziermann: Romane vom Fließband. Die imperialistische Massenliteratur in West- deutschland. Berlin 1969.

2) Helmut Kreuzer: Trivilliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Tri- vialromans seit der Aufklärung, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 41, 1967, S. 173–191.

3) Ziermann, a. a. O., S. 20 f.